

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 21: Das monumentale Interview

Normalerweise dauert ein Interview etwa eine halbe Stunde. Das hängt von der verfügbaren Zeit ab – und fast noch mehr vom Gesprächstempo meines Partners. Die einen überlegen lange, stochern dazwischen in der Kaffeetasse. Andere parlieren wie eine Maschine, rasant und geschliffen, das wirkt wie einstudiert und ist es wohl auch; da muss man eben versuchen, Fallstricke auszulegen und überraschende, ja provozierende Fragen einzustreuen. Neuerdings ist es, nicht zuletzt aus Kostengründen, üblich, Interviews per Telefon zu machen. Ich liebe das nicht besonders, ich möchte mein Gegenüber leibhaftig vor mir sehen. Noch schlimmer allerdings sind schriftliche Interviews – da geht jede Spontaneität zum Teufel.

Ich erzähle lieber vom Gegenteil, von meinem längsten Interview. Das war mit dem Geiger Gidon Kremer und ging rund drei Stunden. Auch da waren äussere Gegebenheiten verantwortlich. Kremer hatte in der Londoner Festival Hall das Schumann-Violinkonzert gespielt, assistiert vom Christian Thielemann mit dem Philharmonia Orchestra. Das gleiche Programm sollte am folgenden Abend in Bristol wiederholt werden. Kremer wurde von der Limousine des Orchesters in diese Stadt am südwestlichen Ende der Insel gefahren – und ich sass neben ihm. Nach dem Frühstück fuhren wir in London ab, gegen Mittag kamen wir in Bristol an. Ergebnis: mein Monumentalinterview musste über mehrere Fortsetzungen verteilt werden!

Wir sprachen über Gott und die Welt, vor allem aber über die Welt. Und nicht zuletzt über die schweizerische Welt. Kremer hatte gerade sein Amt als Künstlerischer Leiter des Gstaad-Festivals nach bloss zwei Jahren niedergelegt. Dessen Gründer Yehudi Menuhin hatte ihn als Nachfolger gewünscht. Aber Kremer, ein eher ungeduldiger Mensch, hatte den Bogen überspannt. Er wollte sein Kammerensemble, die Kremerata Baltica, als Festivalorchester inthronisieren und – schlimmer noch – einen entscheidenden Akzent auf neuere Musik legen. Kremer: «Ich fühlte mich aufgeschmissen, zum Alleinkämpfer gestempelt. Plötzlich merkte ich, dass es einen Gegenwind gab von jenen, denen das touristische Geschäft wichtiger war als das künstlerische Anliegen.»

Gidon Kremer spricht übrigens perfekt deutsch. Kein Zufall – er ist zwar ein gebürtiger Lette, kam 1947 in Riga zur Welt und studierte später in Moskau bei David Oistrach; aber er stammt aus einer deutschstämmigen Familie. Damals gehörte Lettland zur Sowjetunion, und so sind seine Jugenderinnerungen zwiespältig: «Es war eine Kindheit in einem totalitären Staat. Das kann man ein Leben lang nicht abschütteln – wie einen Virus, der einem ständig verfolgt.» Sollte das ewige Unterwegsein eines Künstlers, der kaum ein Zuhause kennt, damit zusammenhängen? Kremer: «Es ist ein Müssen in mir drin, das mich treibt – ein Müssen, meine Kunst, meine künstlerischen Möglichkeiten nicht für mich zu behalten, sondern sie mit andern zu teilen.»

Mario Gerteis